

Dörte Eggers und Susanne Gruber

Erwachsenenbildung statt Arbeitsvorbereitung.

LeBiKo – Lebenslange Bildung in Kooperation.

1 Kultur in einer Tagesförderstätte für Menschen mit schwerer geistiger Behinderung?

Mit der Einordnung unseres Beitrags in die Sektion Kultur der Fachtagung sind wir durchaus einverstanden, denn die Konzeption unserer Einrichtung grenzt sich von den Arbeitsangeboten und von der Gestaltung des Alltags in Wohnstätten für Menschen mit schwerer Behinderung deutlich ab.

Zur differenzierten Definition des Begriffs »Kultur« verweisen wir auf den Beitrag von Judith Riegert und Oliver Musenberg.

Als Praktiker verstehen wir »Kultur« als einen Begriff, der im weiteren und im engeren Sinne gefasst werden kann: Einerseits bezeichnet Kultur die Werte, Regeln und Umgangsformen einer Gesellschaft, die sich diese gibt und nach denen sie lebt; andererseits verstehen wir Kultur als künstlerisches Schaffen einzelner Menschen in dieser Gesellschaft. Beide Aspekte finden sich in unserer Konzeption LeBiKo wieder.

1.1 Wer sind wir?

Die Tagesförderstätte Harbigstraße der Lebenshilfe Berlin ist eine von vier Tagesförderstätten mit Sonderstatus, deren Einzugsgebiet ganz Berlin umfasst. Es sind Einrichtungen der Eingliederungshilfe für erwachsene Menschen mit schwerer Behinderung, die *nicht, noch nicht* oder *nicht mehr* in einer Werkstatt arbeiten können.

In der Realität handelt es sich um Menschen, die aufgrund ihres sehr hohen Pflege- und Unterstützungsbedarfs kein anderes Angebot erhalten haben und die aus Werkstätten und ABFB-Einrichtungen wegen Verhaltensproblemen oder progredienten Krankheitsverläufen ausgeschlossen wurden.

Laut Leistungsbeschreibung ist das Ziel der Einrichtungen, diesen Menschen einen zweiten Lebensraum zu bieten, um ihnen die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft und die Entwicklung ihrer Gesamtpersönlichkeit zu ermöglichen.

Im heutigen gesellschaftspolitischen Rahmen ist die Optimierung der Teilhabe des Einzelnen an Kultur und Gesellschaft das Ziel, welches durch einen umweltbezogenen Ansatz mit personenbezogenen Hilfen ermöglicht werden soll.

Die Tagesförderstätte Harbigstraße ist mit 70 Plätzen in acht Gruppen die größte dieser vier Einrichtungen. In unseren Gruppen arbeiten Heilerziehungspfleger(innen), Erzieher(innen), Physiotherapeut(inn)en und Ergotherapeut(inn)en zusammen im Gruppendienst.

1.2 Worauf bauen wir auf?

Bis zum Jahre 2008 arbeiteten wir nach einem aus heutiger Sicht konventionellen Ansatz, der sich am Vorbild der Konzeptionen der Werkstätten orientierte. Diese Konzeption ruhte auf zwei Säulen: Neben der sensomotorischen Förderung in Bezug auf die Aktivitäten des täglichen Lebens – der ersten Säule – arbeitete jede Gruppe mit einem Materialschwerpunkt wie Holz, Papier oder Ton ... Die Anleitung zu diesen Arbeiten stellte die zweite konzeptionelle Säule dar.

Erklärtes Ziel war es dabei, die Kompetenzen der Menschen mit Behinderung im Umgang mit diesem Material so weit zu fördern, dass sie den Wechsel in eine Werkstatt erreichen konnten.

Die Realität führte diese Zielsetzung jedoch ad absurdum: Wir erreichten die Vorgabe seltenst, genau genommen nicht ein Mal in 20 Jahren. Mehr noch: Die erlebte Diskrepanz zwischen konzeptioneller Zielsetzung und Realität in der Tagesförderstätte führte auf Dauer zu Frustration und Unzufriedenheit. Die täglich gleiche, kaum Fortschritte bewirkende »Förderung« erzeugte für die Menschen mit Behinderung wie für die Mitarbeiter(innen) vor allem Eines: Langeweile. Auch den zweihundertsten Handschmeichler konnte der Rollstuhlfahrer mit Zerebralparese immer noch nicht selbst abschmirgeln, den einhundertsten Seidenschal immer noch nicht selbst bemalen. Je attraktiver ein hergestelltes Produkt war, umso geringer war der Anteil des Menschen mit Behinderung an seiner Herstellung und umso höher der Anteil der Mitarbeiterin/des Mitarbeiters. Die Unzufriedenheit führte auch zu kreativen Lösungen: In der Holzgruppe wurde auch mal etwas gemeinsam gemalt, gefilzt oder gekocht, Musik gehört und natürlich wurden Ausflüge gemacht.

Aber befanden wir uns mit dieser Entwicklung noch auf dem Niveau, das wir anstrebt hatten? Handelten wir noch fachlich fundiert oder einfach nur spontan?

1.3 Eine neue konzeptionelle Ausrichtung

2008 führten wir in der Harbigstraße zwei Klausurtag durch, um uns mit diesen Fragen zu beschäftigen. Prof. Prashak, der unsere Arbeit schon lange fachlich begleitete, stellte uns seine Kompetenz zur Verfügung und sorgte für die wissenschaftliche Fundierung.

Wir befassten uns mit den Fragen:

- Wer sind unsere Klient(inn)en?
- Was ist unser Auftrag?
- Welche Bedürfnisse haben unsere Klient(inn)en?
- *Wie können wir diesen Bedürfnissen möglichst gut entsprechen?*

Am Ende des zweiten Tages hatten wir uns von unserer alten Konzeption getrennt und gemeinsam die Grundlagen neuer Leitlinien erarbeitet. Die Abkürzung »LeBiKo« fasst unsere neue Ausrichtung zusammen:

1.4 Lebenslange Bildung in Kooperation

Heute definieren wir unsere Tagesförderstätte als Einrichtung der Erwachsenenbildung für Menschen mit schwerer Behinderung, die auf deren Bedürfnisse und Bedarfslagen zugeschnitten ist. Anders als bei der Annahme eines Bedürfnisses nach Arbeit, sehen wir ein Grundbedürfnis nach Persönlichkeitsbildung für alle Menschen gegeben, nach Reifung und Entwicklung in einem lebenslang andauernden Prozess, bei dem wir Menschen mit schwerer Behinderung unterstützen können.

Der Begriff der »Kooperation« wird im Namen der neuen Konzeption besonders hervorgehoben, da 2008 bereits die Forderung nach einem Paradigmenwechsel weg von der »Betreuung« hin zur »Assistenz« für Menschen mit Behinderung die Diskussion beherrschte. Assistenz aber ist ein Begriff, der für die Arbeit mit unseren Klient(inn)en nicht passend ist. Menschen mit schwerer geistiger Behinderung können in vielen Lebensbereichen *nicht* eigenverantwortlich als Assistenzgeber(innen) handeln. Aber sie müssen, unabhängig von ihrem kognitiven Vermögen, immer als *gleichwertige* Partner(innen) gesehen werden, die gemeinsam mit den sie unterstützenden Menschen ihr Leben und ihre Umwelt *mit*-gestalten, also kooperieren.

Wir streben mit LeBiKo ein Leben in sozialer Gemeinschaft an, das die Menschen mit Behinderung *mit gestalten* und *mitbestimmen* können.

Die zwei neuen Säulen unserer Konzeption sind nun:

- die gleichwertige Kooperation bei allen relevanten Alltagshandlung auf sensomotorischer Ebene und
- die Projektentwicklung und Projektgestaltung in der Gemeinschaft.

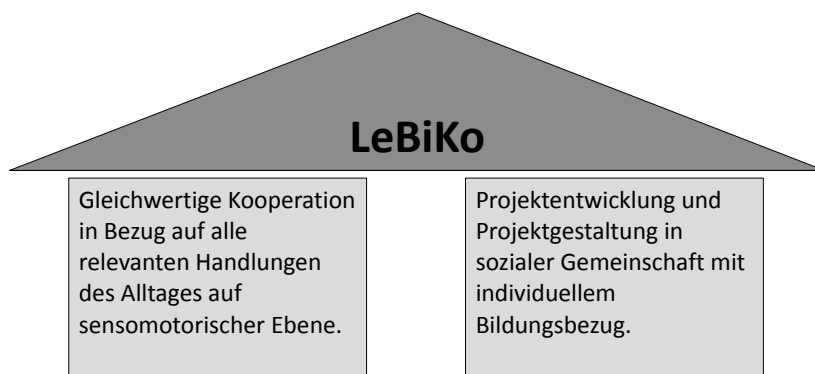


Abb. 1: Die zwei Säulen von LeBiKo

1.5 Bildung als zentraler Aspekt unserer Arbeit

Nach Wolfgang Klafki ist das Wesentliche an Bildung nicht die Aufnahme und Aneignung von Inhalten, sondern die Entwicklung von körperlichen, seelischen und geistigen Kräften, insbesondere die Reifung der Fähigkeit zur Selbstbestimmung und zur Solidarität gegenüber Schwächeren.

Das sind Ziele, die mit unserem fachlichen Anspruch genauso wie mit unserer Realität im Alltag vereinbar sind – auch wenn Selbstbestimmung und Solidarität gegenüber Schwächeren, bezogen auf unsere Klient(inn)en, sehr ambitionierte Ziele sind. Wolfgang Praschak definierte Bildung für uns wie folgt:

»Die Gestaltung eines möglichst unabhängigen, gleichberechtigten und selbstbestimmten Daseins in kultureller Wertorientierung. Das Erleben von Lebensqualität und persönlicher Wertschätzung innerhalb von heterogenen sozialen Gemeinschaften. Daseinsentfaltung innerhalb unterstützender und konstruktiver Hilfesysteme« (Praschak 2008, 12).

Das ist eine Definition, die für alle Menschen Anspruch auf Gültigkeit erhebt. Für Menschen mit schwerer Behinderung bedeutet Bildung handelnd-lernend tätig zu sein, in heterogenen Gruppen innerhalb eines strukturierten und auf gemeinsame Projekte bezogenen Alltags. Übergeordnetes Bildungsziel ist dabei die Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit. Menschen mit schwerer Behinderung brauchen, um sich bilden zu können, genau die gleichen Voraussetzungen wie Menschen ohne Behinderung, aber im Gegensatz zu diesen brauchen sie *mehr* davon:

- mehr wohlwollende, unterstützende Menschen
- mehr Zeit und Raum
- beständige Animation, da ihnen der Antrieb, Neues zu wagen und auszuprobieren häufig fehlt oder »abgezogen« wurde
- mehr zumutbare Eigentätigkeit, bei der sie sich aktiv erleben können
- mehr Vertrauen in ihre Möglichkeiten
- mehr Aufforderung zur Mitgestaltung und nicht zuletzt
- mehr Freude am gemeinsamen Handeln, denn ohne Freude am Tun, sind sie, anders als Menschen mit höheren intellektuellen Fähigkeiten, tatsächlich kaum motiviert, aktiv zu werden.

Darüber hinaus müssen die Themen der Bildung diejenigen sein, die in ihrem Leben Relevanz haben. Dies sind (keineswegs ausschließlich, aber zu einem großen Teil), die elementaren Anforderungen des Alltags.

»Pflegehandlungen sind Alltagshandlungen, in denen sich der Wert und die Würde des Menschen über den Erhalt von Eigenaktivität und Mitbestimmung bemessen.

Die Partizipation an den Pflegehandlungen ist damit Bestandteil der Allgemeinbildung. Wenn der zu pflegende Mensch seine bereits gebildeten Fähigkeiten einbringen kann und die Pflegesituation so ausgestaltet ist, dass sie anerkannten kulturellen Wertmaßstäben entspricht« (Praschak 2008, 16).

1.6 Zusammenfassung: Die wichtigsten Aspekte von LeBiKo

Das Prinzip der Kooperation bestimmt die grundlegende Haltung der Mitarbeiter(innen) gegenüber den Menschen mit Behinderung ebenso wie zu den Kolleg(inn)en. In multiprofessionellen Mitarbeiter(innen)teams kommt ein erweitertes Fachwissen zum Tragen, das den realen Anforderungen des Alltags entspricht. Der Tages- und Wochenablauf verläuft strukturiert, mit sich wiederholenden Angeboten, da Routine

und Wiederholungen den Tag für Menschen mit schwerer Behinderung eher vorhersehbar machen und ihnen Sicherheit vermitteln.

Die alltäglichen Verrichtungen werden, aufgrund ihrer besonderen Relevanz für die Lebensqualität der körperlich oft vollständig abhängigen Menschen, als wiederkehrende Bildungsangebote ausgestaltet. Bildungsangebote können einzeln und in Gruppen realisiert werden, in vertrauten Stammgruppen ebenso wie in nach speziellen Vorlieben zusammengestellten Neigungsgruppen.

Zugangswege zum Erleben und Beeinflussen der Umwelt sind vorrangig die sensorische Förderung sowie basal-perzeptive Angebote. Die Umsetzung der Bildungsangebote, die zusätzlich zu den basalen lebenspraktischen Angeboten besteht, erfolgt in Projektarbeit.

2 Die Projektmethode

Die Projektmethode als moderner Ansatz der Bildungsarbeit ist mittlerweile weit verbreitet und vielen aus dem Schulunterricht bekannt. In der Regel dauern Projekte dort eine Woche. Ursprünglich wurde die Projektarbeit für die Arbeitswelt entwickelt, um »sinnentleerte«, zergliederte Arbeitsteilung wieder in einen Allgemeinkontext zu stellen und dadurch die Zufriedenheit und Motivation der Arbeiter(innen) zu verbessern. Ein Ansatz, der für unsere täglichen Herausforderungen in der Tagesförderstätte wie geschaffen ist!

Ein gesellschaftlich relevantes, der individuellen Bedürfnis- und Interessenslage der Beteiligten entsprechendes Thema oder Problem wird innerhalb und außerhalb der Einrichtung aufgearbeitet. Dabei werden komplexe Handlungsabläufe so aufbereitet, dass sie nachzuvollziehen und zu verstehen sind. Durch Mitverantwortung und selbstständiges Handeln können Eigeninitiative und kulturelle Werthaltungen ausgebildet werden.

Dabei müssen die Projekte folgenden Ansprüchen genügen:

Sie müssen Situationsbezug und Lebensnähe zur Realität der Projektteilnehmer(innen) haben, an den Interessen aller Beteiligten orientiert sein und ihnen neue Erfahrungen ermöglichen. Ebenso soll aber auch ein gesamtgesellschaftlicher Bezug erkennbar sein. Die Projektarbeit soll die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben fördern und – dies ist nicht immer umsetzbar – auch in die Gesellschaft außerhalb unserer Einrichtung hinaus wirken. Die Umsetzung des Projekts muss dann von der Gruppe selbst organisiert werden, alle Beteiligten sollen die jeweils größtmögliche Selbstverantwortung tragen. Dadurch entsteht eine sehr große inhaltliche Gestaltungsfreiheit. Gleichzeitig aber muss die Planung des Projektjahrs präzise, zielgerichtet und zeitlich begrenzt erfolgen. Hierzu haben wir Vorlagen entwickelt, auf die wir noch zurückkommen werden. Das Projekt muss schließlich soziales Lernen – miteinander und voneinander – ermöglichen und selbstverständlich alle Wahrnehmungssinne mit einbeziehen. Multiprofessi-

onalität gewährleistet verschiedene Perspektiven auf das Thema. Am Ende des Projekts muss ein praktisches Ergebnis stehen, das muss nicht unbedingt ein Produkt sein, sondern kann auch eine Verhaltensänderung, eine schöne Erinnerung, ein Fest und vieles mehr umfassen.

Um ein Projekt zu realisieren, nehmen wir uns in der Tagesförderstätte in der Regel nicht eine Woche, sondern ein Jahr Zeit. Der Ablauf gliedert sich dabei in fünf Phasen, beginnend mit der Projektinitiative.

Phasen des Projekts:	
1. Projektinitiative	Wir suchen ein Thema
2. Projektskizze	Wir treffen die Wahl
3. Projektplan	Wir entwickeln Ziele, Angebote, Ablaufplan
4. Projektdurchführung	Wir setzen um
5. Projektabschluss	Wir präsentieren, ziehen Bilanz
<ul style="list-style-type: none"> • Projekt-Steuerungsgruppe Wir tauschen uns aus • Der Kontrollstopp Wir ziehen Zwischenbilanz • Die Denkpause Wir denken über das Projekt nach 	

Abb. 2: Die Phasen eines LeBiKo-Projektes

Phase 1: Die Projektinitiative: Die Gruppenmitarbeiter(innen) überlegen gemeinsam und – wo immer möglich – mit den Klient(inn)en, welche Themen für alle Projektbeteiligten interessant sein könnten. Ein Thema kann ausgehen von:

- einem Gruppenmitarbeiter oder einer Gruppenmitarbeiterin. Dies ist der häufigste Ausgangspunkt, und das ist vollkommen legitim, sogar wünschenswert. Denn für ein interessantes Thema, in unserer Einrichtung war hierfür das Projekt »Indien« Paradebeispiel, kann die Mitarbeiterin/der Mitarbeiter auch andere begeistern.
- einer Klientin/einem Klienten. Nur die wenigsten unserer Klient(inn)en können sich verbal äußern, aber die Mitarbeiter(innen) sind darin geschult, sie aufmerksam zu beobachten. Welche Aktivitäten gefallen ihnen besonders? Welches Material spricht sie an? Aber vielleicht auch: Welches Thema stellt ein Problem dar, das wir durch intensive Auseinandersetzung lösen können? Im »Tierprojekt« zum Beispiel konnte ein Gruppenmitglied mit großer Angst vor Hunden diese Angst langsam mildern und schließlich überwinden.
- den Gegebenheiten in der Umwelt. Als für eine unserer Gruppen ein neues Pflegebad eingerichtet wurde, wählte diese Gruppe das Thema »Wasser«. Unter anderem gestaltete die Gruppe Fliesen mit Fischen, die von Fliesenlegern eingebaut wurden. Sie können im neuen Bad jetzt sowohl gesehen als auch von den blinden Gruppenmitgliedern erfühlt werden.

Phase 2: Nachdem viele Vorschläge gesammelt worden sind, wird geprüft, ob die Themen für alle Projektteilnehmer(innen) umsetzbar und interessant sind. Dann wird ein Thema ausgewählt und eine *Projektskizze* entworfen. Es wird ferner der Projektleiter

oder die Projektleiterin bestimmt und das Thema in der *Projekt-Steuerungsgruppe*, in dem sich die Projektleiter(innen) monatlich treffen, vorgestellt.

Hier wird der Vorschlag nochmals kritisch geprüft, in der Regel erfolgen viele zusätzliche Anregungen. Sowohl die Leiterin wie die Psychologin der Einrichtung verfügen über ein »Vetorecht«. Dieses wurde bislang jedoch noch nicht genutzt, auch nicht, als eine Gruppe das Thema »Feuer« wählte und wir uns zunächst nicht vorstellen konnten, wie sich schwer behinderte Menschen »sinnlich erfahrbar« mit diesem Thema beschäftigen können: »Ihr wollt doch wohl kein echtes Feuer machen?!« Die Mitarbeiter(innen) wollten – und entwickelten sehr viele umsetzbare Ideen.

Phase 3: Schließlich wird ein differenzierter *Projektplan* geschrieben. In ihm werden das Thema, der Ist-Stand und die Zielsetzung des Projekts fixiert. Letztere wird für jede einzelne Klientin/jeden einzelnen Klienten angepasst: Was könnte sie/er erreichen? Wie kann sie/er von diesem Projekt profitieren? Auch die Angebote, die geplanten Mittel und Methoden sowie die Dokumentationsform werden festgelegt. Auf einer Zeitschiene werden für jeden Monat die konkreten Angebote, welche die Mitarbeiter(innen) für ihre Gruppe planen, eingetragen.

Gruppe:	6	Projektleitung:	Maria Fabis
Zeit:	Juli 2013 bis Juni 2014		
Thema:	Luft		
Ist-Stand bei Projektbeginn:	Sensorische Erfahrungen z.B. durch Wind, Föhn, Laubgebläse, Großes Interesse an Geräuschen und Allem, was fliegt, Vorerfahrung im Herstellen von Pappmacheeobjekten.		
Bildungsziele:	Erweiterung von sinnlichen und kognitiven Erfahrungen mit dem Element Luft, Verbesserung der Motorik und Erfahren von Selbstwirksamkeit.		
Angebote:	Ausflüge: Tempelhofer Feld, Teufelsberg (mit Modellflugzeug) Besuch Flughafen Tegel Herstellen von Mobile, Drachen, Übelle Drachen steigen lassen Luftexperimente mit diversen Geräten Musikalische Angebote zum Thema Luft		
Mittel:	Federn, Luftballons, Föhn, Filme, CDs, Bücher Windrad, Windspiele, Windmühlen, Laubgebläse, Lufrakete Luftpumpen, Fallschirme, Ventilatoren, Papierflieger, Seifenblasen Projektor Scheibe (Himmel), Papier, Kleister, Scheren, Peddigrohr, Draht		
Methoden:	Unterstützung und Handführung beim Herstellen von Objekten Körper- und atmungsbezogene Wahrnehmungsübungen Explorieren und Experimentieren Erlebnis- und Sozialräumerfahrung		
Dokumentationsform:	Fotos Objekte, Videos		

Abb. 3: Beispiel eines Projektplans

Phase 4: Dieser Plan ist verbindlich, wird aber während der *Projektdurchführung* angepasst. Denn es handelt sich mit jedem neuen Projekt um neue Angebote und neue Erfahrungen. Nicht alles Geplante ist daher immer umsetzbar. In der sog. Rollenden Planung können Anpassungen jederzeit vorgenommen werden. Um den Korrekturbedarf zu erfassen, findet eine fortlaufende Reflexion (Kontroll- und Denkstopp) statt, in der Gruppe selbst und in der Steuerungsgruppe.

Phase 5: Jedes Projekt muss zum Abschluss gelangen. Es ist die Aufgabe der Mitarbeiter(innen), einen *guten* Abschluss zu gestalten. Häufig geschieht dies in Form eines Festes mit Präsentation der Ergebnisse für geladene Gäste.

Was uns zu Beginn der Arbeit mit LeBiKo nicht bewusst war, ist, welche starke Eigendynamik sich entwickelt, wenn die Gruppen ihr eigenes Projekt wählen und gestalten können und die Projektarbeit auch selbst in einer von ihnen gewählten Form dokumentiert wird.

Fotos und Filme, Theaterfiguren und -bühnen und vieles mehr entstanden, die Fotos wurden laminiert und auch nach dem Projektabschluss sorgsam aufgehoben. Sie dienen jetzt als Materialien der Unterstützten Kommunikation und ermöglichen es vielen Klient(inn)en, ihre Gruppengeschichte zumindest in Ansätzen als Narration zu erleben: Vor, während und nach einem Projekt können besondere Erlebnisse und Begegnungen jetzt erinnert und eingeordnet werden – und das von Menschen, denen wir dies, trotz unseres fachlichen Optimismus, kaum zugetraut hatten.

3 Praxisbeispiele

3.1 Das Bauernhof-Projekt

Nachdem eine Gruppe das Kartoffel-Projekt durchgeführt hatte, bei dem in unserem Garten eigene Kartoffeln gepflanzt wurden, entstand aufgrund der guten Resonanz der Wunsch, sich intensiv mit dem Thema Bauernhof zu beschäftigen.

Die Lebens- und Arbeitswelt eines Bauernhofs lebensnah und im Jahreskreislauf zu erfahren, war das Hauptbildungsziel für die Gesamtgruppe. Die Gruppe dekorierte ihre Gruppenräume mit Strohhallen, Feldfrüchten und Pappmaché-Tieren des Bauernhofs, pflanzte einen Apfelbaum und legte ein Gemüsebeet an.

Es gelang, mit einem Bauernhof im Umland eine Kooperation einzugehen, sodass wir diesen Hof während der warmen Jahreszeit einmal wöchentlich besuchen konnten. Stroh wurde gerochen und gefühlt, Hühner und Ziegen gestreichelt und gefüttert. Beim »Abkeimen« von Kartoffeln waren unsere Gruppenmitglieder zwar keineswegs geschickt, aber jeder konnte eine Kartoffel berühren, fühlen und riechen; und (fast) jeder konnte die von den Mitarbeiter(inne)n bearbeitete Kartoffel dann wieder ergreifen und zielsicher in die Kiste zurücklegen.

Zu den Mitarbeitern des Bauernhofs entwickelten sich persönliche Kontakte. Mit jedem Gruppenmitglied wurde dabei auch an der Erreichung einer individuellen Zielsetzung gearbeitet: Diese galt z. B. dem Wecken von Interesse an neuen Sinneseindrücken, der verbesserten Kraftregulation im Kontakt mit anderen Menschen und – besonders motivierend für unsere Klient(inn)en – dem Kontakt mit Tieren.

Krönender Abschluss des Projekts war eine Übernachtung auf dem Bauernhof, die für die meisten Menschen mit Behinderung ein einmaliges Erlebnis darstellte.

Sicherlich hat keine(r) der Klient(inn)en umfänglich die Funktionsweise eines Bauernhofs erfasst. Aber kleine Teilbereiche wurden einem jeden durch verschiedene

Sinneserfahrungen erlebbar gemacht. Und jeder konnte erkennbar einen Bezug zu »unserem« Hof herstellen.

3.2 Öffentlichkeitswirksame Kooperationsprojekte mit Künstlern

Menschen mit sehr schwerer Behinderung haben in der Öffentlichkeit leider immer noch ein überwiegend negatives Image. Es bestehen Vorurteile und Ängste vor ihnen. Daher sehen wir es als unsere Aufgaben an, wenn immer möglich, z. B. über die Kooperation mit Künstler(inne)n, in die Öffentlichkeit der Gesellschaft hineinzuwirken. Mit insgesamt drei Projekten gelang es uns bisher, künstlerische Kooperationen zu realisieren:

3.2.1 *Das Kunstprojekt*

2009 führten wir das erste Kunstprojekt durch. Dazu konnten wir die bekannte Künstlerin Elvira Bach und die Kunstmalerin Ruth Eggers zur Zusammenarbeit mit zwei unserer Klientinnen, Gesine Anschutz und Britta Grützmaker, gewinnen. Unterstützt von zwei Mitarbeiterinnen nahmen sie an einem zweitägigen Kunst-Workshop teil, in dem ein großes Wandbild entstand.

Der Entstehungsprozess wurde gefilmt und fotografiert. Obwohl beide Frauen mit Behinderung nicht verständlich sprechen können und die beiden Künstlerinnen vorher noch keine Erfahrungen mit nichtsprechenden Menschen mit Behinderung hatten – oder vielleicht gerade deshalb – entstand eine intensive und kreative Zusammenarbeit, die alle Beteiligten als bereichernd erlebten.

Das Bild wurde Hubert Hüppe, dem damaligen Bundesbehindertenbeauftragten, bei einem Festakt für sein Büro überreicht und dort platziert.

3.2.2 *Das Filmprojekt*



Abb.: 4: Die Projektgruppe vor dem Frauenbild.
Foto: Fr. Garibian

Zwei Jahre später wagten wir eine längere Kooperation und einen öffentlichen Auftritt, allerdings noch nicht »live«, sondern in einer Filmpräsentation. In einem Workshop lernten sich neun Menschen mit schwerer Behinderung und vier Filmschaffende kennen. Diese Projektgruppe um die Regisseurin Susanne Elgeti setzte sich über den Zeitraum von fünf Wochen mit dem Medium Film auseinander. Die Menschen mit und ohne Behinderung erlebten Gemeinsamkeiten und Grenzen, erprobten die Technik,

filmten und wurden gefilmt. Am Ende entstanden der Dokumentarfilm »Total behindert« und der kurze Spielfilm »Der Ausflug«. Beide Filme wurden in einer erfolgreichen Premiere vor über 500 Zuschauer(inne)n in einem großen Berliner Kino gezeigt.

3.2.2 *Das Musikprojekt*

Während wir in den beiden ersten Kunstprojekten mit den vermeintlich »stärksten« unserer Klient(inn)en in die Öffentlichkeit traten, wagten wir 2017 ein Projekt mit den Menschen, die in unserer Tagesförderstätte den höchsten Hilfebedarf haben. Als Kooperationspartner(innen) gewannen wir Künstler(innen) der Experimentellen Musik. Geplant wurden die Entwicklung einer Gruppenkomposition sowie eine öffentliche Aufführung. Die besondere Herausforderung, welche die Künstler(innen) dabei von Anfang an für sich sahen, lag darin, die Menschen mit Behinderung nicht zu instrumentalisieren und »vorzuführen«. In einem vierwöchigen Workshop entwickelte sich ein Prozess, der kulturelles Lernen für *alle* Teilnehmer(innen), mit und ohne Behinderung, ermöglichte. Zugang zur Musik fanden die Menschen mit Behinderung spontan und vorurteilsfrei – und manches Mal sogar leichter als die Mitarbeiter(innen) der Tagesförderstätte, die der Musik zunächst mit traditionellen Klang- und Hörgewohnheiten begegneten. Für die nicht sprechenden Klient(inn)en war es sicher eine besondere Erfahrung, dass in diesen fünf Wochen nicht die ihnen unverständliche Sprache das Hauptmedium der Kommunikation bildete, sondern ihre eigenen vertrauten Laute, Geräusche und Klänge.

Um den Teilnehmer(inne)n Raum für ihre eigene Ausdrucksweise zu geben, wurde der pädagogische Einfluss auf ein Minimum beschränkt. Der Workshop selbst war bereits für alle eine intensive Erfahrung – aber zu einem künstlerischen Prozess gehört natürlich auch eine Präsentation. Eine hausinterne Premiere wurde aufgeführt und nach dem diese erfolgreich verlief, wagten wir den Sprung nach draußen. Die Gruppenkomposition kam bei der »Biennale für Elektroakustische Musik und Klangkunst. KONTAKTE 17« in der Berliner Akademie der Künste zur Uraufführung.

Leider existiert bis dato kein Mitschnitt des Konzerts in der Akademie der Künste. Aber wir dürfen den Leserbrief der Mutter eines Projektteilnehmers verwenden. Als Abschluss unseres Beitrags vermittelt er anschaulich, was *kulturelle Teil-nahme* und *Teil-gabe* für Menschen mit schwerer Behinderung und ihre Angehörigen bedeuten kann:

»In einem großen Raum verteilte Objekte markieren die Positionen der Künstler während der Aufführung. Eine Vielfalt höchst spannender Dinge – vom an der Decke baumelnden Waschbottich zu großen Tonscherben, Metallstiften, Rettungsdecken, einem mit Objekten versehenen Fahrradreifen und mehr lässt uns staunen: sehr ungewöhnliche Instrumente bereiten uns auf ein ebenso ungewöhnliches Musikerlebnis vor. Eine eindrucksvolle filmische Wiedergabe des Arbeits- und Entstehungsprozesses läuft bereits großformatig an der Stirnwand des Raumes. Der Einzug der sieben behinderten Künstler wird zelebriert – schweigend rollen sie auf ihren Rollstühlen zu ihren jeweiligen Plätzen. Wir warten gespannt auf den Beginn. Erste Töne, vereinzelt noch, erklingen aus mehreren Richtungen. Musik, ein Konzert, eine Melodie? Nein, ganz anders: Töne, zunächst wie zufällig in den Raum geworfen, hier ein Gong vom Waschbottich, in Metallbehälter fallende Stifte, das Knistern der Rettungsdecke. Scheinbar zusammen-

hanglos. Dazwischen das Mamamamam der Bassstimme eines der behinderten Künstler, dann die »Antwort« einer sanften Frauenstimme. Töne stehen im Raum, scheinbar zusammenhanglos, dann wieder treffen sie sich, scheinen sich aufeinander zu beziehen, sich zu verändern. Eine für uns ganz neue Hörerfahrung.

Als Eltern eines dieser Künstler sind wir tief berührt, die Konzentration, die Freude, die Vertieftheit auf dem Gesicht unseres Sohnes, wie auch denen seiner »Künstlerkollegen« zu erleben. Menschen, die wir von Besuchen in der Tagesförderstätte kennen, wirken plötzlich wie »erwacht«. Sie nehmen ihre Verantwortung als Teile eines Teams ernst, produzieren Töne, »antworten« einander oder einem der Projektleiter, der mit seinem Geigenbogen feierlich von Künstler zu Künstler schreitet, einen neuen Ton kreiert: Saite auf Waschbottich oder Tonscherbe ... Dann zum Abschluss der begeisterte Applaus der Zuschauer, Blumen für jeden der Künstler, Lob – ein Geschenk für Menschen, die so sehr in ihrem scheinbaren »Nichtkönnen« gefangen sind. Der deutlich sichtbare Stolz auf die eigene Leistung, die Freude über die Anerkennung leuchtet aus jedem der Gesichter. Ein sich anschließender kleiner Empfang, Austausch zwischen Publikum, Künstlern und Projektbegleitern lässt das Ereignis ausklingen und vertieft zugleich das Erleben einer Gruppe von Menschen, die zusammen etwas Tolles geschafft und erlebt haben.

Inklusiver könnte es nicht sein – wenn es solche wunderbaren Begegnungen doch häufiger geben könnte!«

Literatur

Praschak, W. (2008): Das Konzept der lebenslangen Bildung, Hausinterne Fortbildung, nicht öffentlich.

Partizipation

